Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

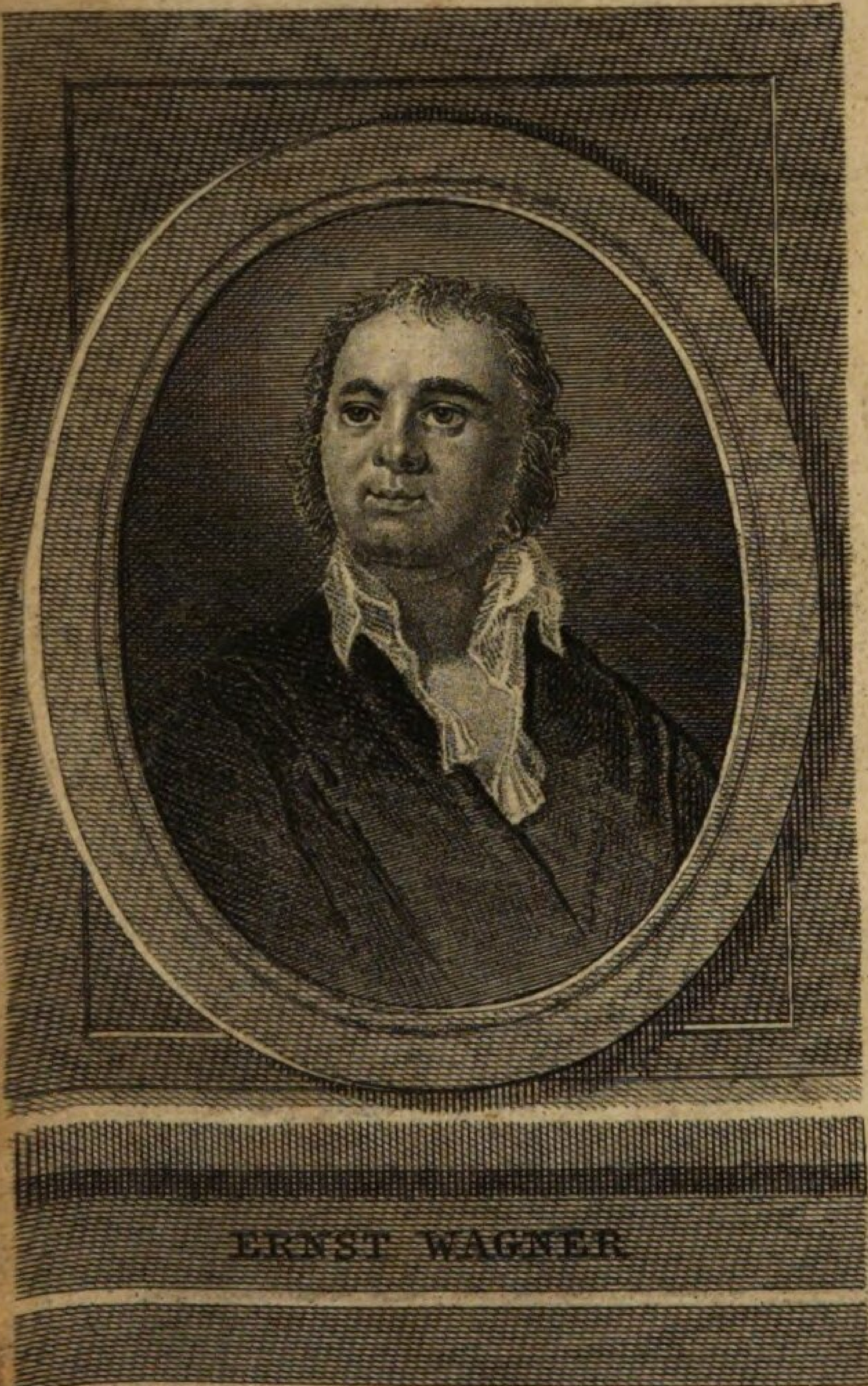
Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Fünfundsiebzigstes Bändchen.

Genius

Ernst Wagner's.

Erster Theil.



ERNST WAGNER

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei!")

Fünfundsiebzigstes Bändchen.

Genius

Ernst Wagner's.

Erster Theil.

Hildburghausen:

Druck vom Bibliographischen Institut.

New York: Herrmann J. Meyer.

Biographische Skizze.

Johann Ernst Wagner.

Geboren 2. Febr. 1769; gestorben 28. Febr. 1812.

Wir führen die Leser, indem wir in kurzen Umrissen die Lebensgeschichte Ernst Wagner's zu entwerfen suchen, in den anmuthsvollen Kreis einer glücklichen Landprediger-Familie ein, die bei beschränkten Glücksgütern, aber ungewöhnlicher Bildung Interesse genug erregt, um selbst einer Erzählung der Dichtung zur Grundlage und zum Ort der Handlung dienen zu können. In dem S. Meining'schen Marktflecken Roß-

dorf, einem damals ritterschaftlichen Orte, den Familien von Wechmar und von Geyso gehörig, stand Friedrich Timotheus Wagner fast ein halbes Jahrhundert hindurch einer volkreichen Gemeinde als Lehrer und Seelsorger vor und wirkte während dieser Zeit mit unermüdetem Eifer für Religiosität und Zucht des ihm anvertrauten Christenhäufleins und für Unterricht und Erziehung der eigenen Lieben, seiner drei Söhne und zwei Töchter, die alle zur Freude des Vaters heranwuchsen. So stellten Eltern und Kinder das seltne Bild stillen, ungetrübten häuslichen Glücks dar, das durch die reizvollen Umgebungen der Natur noch sehr erhöht wurde. Die Pfarrwohnung, auf einer Anhöhe gelegen, bietet eine weite Aussicht über den Flecken und dessen Wiesen und Ackerflur, welche durch Laubholzwaldungen begrenzt wird, deren höchster nördlicher Gipfel der Bleßberg ist, von dem aus das Auge wieder weit in die milden Niederungen des Werragrundes dringt. Hier, im Schooße des schönsten Familienlebens, im Schooße der reizvollen Natur, verlebte unser Johann Ernst die goldnen Tage der Kindheit, verbrachte auch die Jugendjahre hier, da der Vater, in aller Wissenschaft, womit sich das den Studien gewidmete jugendliche Alter zu beschäftigen pflegt, wohl bewandert, selbst der alleinige Lehrer seiner beiden Söhne

ward, von denen der ältere der Theologie, der jüngere, unser Ernst, sich der Rechtswissenschaft widmete.

Doch während sich Ernst mit den ernsteren Wissenschaften unter seines Vaters Leitung eifrigst beschäftigte, begann allmälig auch seine dichterische Anlage sich in ihm zu regen. Diese, von den freundlichen Umgebungen, der Natur besonders, begünstigt, entwickelte sich leicht und veranlaßte ihn, gleichsam unbewußt, zu poetischen Ergüssen. Als er einst eine anziehende Berggruppe abzuzeichnen sich bemühte, und die des Pinsels ungeübte Hand dem Bilde in seiner Phantasie nicht genügen konnte, trat alsbald die Poesie ins Mittel, und ein Gedicht sagte aus, was sein Inneres bewegte. Von diesen frühesten Versuchen, selbst von seinen Dichtungen während seines Aufenthaltes in Jena, ist nur wenig erhalten, indeß spricht sich auch in diesen der Sohn des frommen Landpredigers, wie sich wohl am treffendsten der Geist seiner Werke bezeichnen ließe, sehr kenntlich aus. Nicht als wenn jetzt schon oder späterhin ein trüber, scheuer, nachdenkender Zug, wie man etwa nach obiger Bezeichnung des Charakters seiner Werke schließen könnte, in seinem Gemüthe vorgeherrscht hätte. Im Gegentheil war sein Geist in der Jugend wie im Alter,

selbst da noch, als sein Körper zerrüttet war, klar, heiter und froh, ja in den Jugendjahren hätte man eher einen gewissen Uebermuth tadeln können, der sich durch eine große Meisterschaft in mancherlei komischen Unterhaltungskünsten, besonders durch die Virtuosität, eine fremde Persönlichkeit täuschend nachzuahmen und auffallende Sonderbarkeiten im äußeren Benehmen und in der Sprache nachzumachen und zu karikiren, oft zu beleidigenden Scherzen fortreißen ließ. Besonders hatte er außerordentliche Gewandtheit in der Stimme, so daß er nachzuahmen vermochte, was ihm nur immer beliebte. Oft nöthigte er als Pseudo-Postillon zu Fuß den trägen, mühbeladenen Bauer und seine Rosse von Weitem schon zum Ausweichen, und im Pfeifen, das, wie er selbst versichert und fast unglaublich scheint, ihm mehr Vergnügen gewährte, als alle Musik zusammen genommen, — im Pfeifen vermochte ihn Niemand zu übertreffen, wenn er damit bei guter Laune sein Clavierspiel accompagnirte. Ueberhaupt hatte er von jeher ein vortreffliches, musikalisches Gedächtniß, so daß er große und schwere Tonstücke, z. B. selbst Beethoven's Symphonien, nach seiner eigenen Versicherung, nachdem er sie dreimal gehört, von Takt zu Takt auswendig wußte; ja noch mehr, daß er einen musikalischen Freund, der sie noch gar nicht

kannte, in Rücksicht auf Harmonie bloß durch Pfeifen damit bekannt zu machen vermochte; — eine wunderbare Fertigkeit, die kaum glaublich erscheint, und bei der wohl eine kleine Selbsttäuschung Wagner's mit untergelaufen sein mag.

Auf der Universität in Jena betrieb er seine Brodwissenschaft, die Jurisprudenz, wie sie Alle betrieben, denen die Musen winkten, während die römischen Rechtslehrer alle ihre Aufmerksamkeit auf sich hätten ziehen sollen. Indeß ist kein Grund vorhanden, zu zweifeln, daß er sein Jus verstand, obgleich er späterhin keine Gelegenheit hatte, dieß praktisch zu beweisen, da er Prozesse niemals führte und in seinen übrigen juristischen Obliegenheiten und Aemtern nach ganz andern Prinzipien verfuhr, als denen des reinen, absoluten Rechts. Aber auch von seinen poetischen Erzeugnissen hat sich nichts erhalten. Daß er der Freude auf der Akademie nicht abgesagt, daß er vielmehr als ein beliebter fröhlicher Bursche sich erwiesen, läßt sich aus seinen schon oben erwähnten glänzenden Eigenschaften für's Gesellschaftsleben schließen; daß er sich aber auch dabei in einer gewissen Einschränkung gehalten, dafür bürgen eben so sehr die Rücksichten, die ihm seine ökonomische Lage zu nehmen zur Pflicht machte.

Von der Universität zurückgekommen, fand er in seinem eigenen Geburtsort, in dem Marktflecken Roßdorf, eine Anstellung. Der damalige Gutsbesitzer, Freiherr von Wechmar, der mit der Familie des Pfarrers immer in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden hatte, trug diese Achtung und Güte auch auf den Sohn über und machte ihn zu seinem Privatsecretair, zu welcher Stelle bald noch die Oberaufsicht über den ökonomischen Betrieb der vielverzweigten Wirthschaft hinzukam.

In dieser Lage mußte er, hätte man denken sollen, sich sehr glücklich fühlen, da eine solche Verwalterstelle ein beständiges Herumtreiben in der freien Natur, die ihm so werth war, unumgänglich nothwendig machte, und außerdem die abwechselnden Arbeiten des Landbaues, besonders in einer nicht unangenehmen Gegend, für jedes unverdorbene Gemüth einen Reiz haben, von dem man sich kaum Rechenschaft abzulegen vermag. Auch bezeugte die Zufriedenheit der Gutsherrschaft hinlänglich, wie sehr er mit Geist, Kraft und Geschick dem Geschäft vorgestanden, und daß er auch eine poetische Seite ihm abzugewinnen gewußt, geht aus seinem ersten bedeutendern Werke, Willibald, hervor, dessen vier Jahreszeiten, die Abtheilungen des schönen Romans, dem erfahrnen Landmann über-

lla Gelegenheit geben, seinen scharfen, nicht auf der Oberfläche haftenden Kennerblick zu bemerken. Aber mit der Verwalterstelle war auch die eines Aktuars der dortigen Patronatsgerichte verbunden, und dieses hinzugekommene Amt verbitterte ihm ganz und gar sein mehr als zehnjähriges Verweilen in dem ihm sonst so lieben Roßdorf.

Noch befand sich damals die Gerichtsverwaltung, ja die ganze innere und äußere Verfassung Deutschlands in einer sehr wirren, verwickelten, gänzlich unhaltbaren Lage. Besonders litten die reichsritterschaftlichen Orte unter doppeltem, unerträglichem Druck. Gemessene und ungemessene Frohnden und Leibdienste nahmen kein Ende und verhinderten alles Aufleben des Bauernstandes, der bisher zwar in dumpfem, dummem Hinbrüten Alles über sich hatte ergehen lassen, aber jetzt im Jahrzehnt der Revolution schwierig zu werden begann und unserm Aktuar, der sehr oft den Vermittler zwischen ihm und der Gutsherrschaft zn machen sich genöthigt sah, mancherlei Verlegenheit und Ungemach bereitete. Mit welcher gutmüthigen Erfindsamkeit er oft seine ungehorsamen, tölpischen Untergebenen vor den Folgen ihrer kühnen, empörerischen Schritte zu bewahren wußte, davon geben wir nur folgenden Zug als Beweis.

Einst war gegen übereilte Vergehungen vieler Gemeinde-Mitglieder eine strenge Untersuchung angeordnet worden; in einer langen Reihe von Artikeln lag schon unabwendbar und klar wie die Sonne die Schuld der meuterischen, armen, gedrückten Bauern vor dem bangenden Blick des Aktuars, den man in diesem Augenblick für einen Mitschuldigen hätte halten können. Er sah deutlich voraus, der Ausgang mußte manchen Irrenden unvermeidlich ins Verderben bringen, — da warf er, wie aus Versehen, das große, gehaltreiche Tintenfaß des Gerichtstisches über die niedergeschriebenen Aussagen her und wischte dann, mit geschicktem Ungeschick, unter dem Scheine, die Akten zu retten, die Papiere noch recht in der Fluth herum, wodurch denn das Ausgesagte unleserlich, die weitschichtige Untersuchung nicht mehr rechtsbeständig und das ganze Verfahren, das man nicht noch ein Mal anfangen wollte, aufgegeben wurde.

Gerade in jene Zeit indeß, wo Sorge und Verdruß bald durch eigne, bald durch fremde Schuld mancherlei Ungemach über ihn hereinführten, — gerade in diese ungünstig scheinende Zeit fällt das schönste geistige Aufblühen unsers Verfassers. Schon vor dem eben erwähnten Roman, Willibald, hatte er zwei Lustspiele verfaßt: Die reisenden Maler

und: Der Triumph der Liebe, die er aber später, nach mehreren mißlungenen Versuchen, für sie eine Theaterdirektion oder doch wenigstens einen Verleger zu gewinnen, in den bekannten Roman: Die reisenden Maler verarbeitete. Zum höchsten Schmuck gereichen diesem Roman, der freilich seinem Meisterwerke, Willibald, nicht gleichkommt, die lebenswarmen Naturschilderungen; wir geben in der folgenden Auswahl eines der wohlgelungensten Bilder daraus: Nach einem Gewitterregen im Frühsommer. — Aber sein erstes und Hauptwerk war Willibald, das bald auf ihn aufmerksam machte und ihm selbst die Freundschaft und Liebe Jean Paul's gewann, der ihm auch bald eine andre Laufbahn und einen weniger beschränkten Wirkungskreis eröffnete.

Unerwartet erhielt Wagner, wahrscheinlich auf J. Paul's Empfehlung, der bei dem Herzog viel vermochte, das Dekret als Kabinets-Secretair am Hofe des damals regierenden Herzogs Georg von Sachsen Meiningen und sah nun mit labender Hoffnung einer Zukunft entgegen, wie er sie sich kaum besser hätte wünschen können. Zwar starb der Herzog, bevor er noch sein Amt angetreten, aber die edle Louise Eleonore, die während des jetzt regierenden Herzogs Bern-

hard Minderjährigkeit die Zügel der Regierung mit Milde und weiser Festigkeit hielt, bestätigte alsbald den Ruf und hielt, wie Wagner sich ausdrückte, mehr als ihm versprochen worden.

Wagner's Lage schien hier neidenswerth und vollkommen glücklich; er lebte im Kreise vertrauter Freunde, umgeben von allen literarischen Hülfsmitteln, und erfreute sich der herrlichen Leistungen der herzoglichen Kapelle. Eifrig betrieb er nun seine Schriftstellerei. Außer den reisenden Malern, die er hier zu einem Roman umarbeitete, verfaßte er noch Ferdinand Miller, mehr Novelle als Roman; Isidora, die Reisen aus der Fremde, die Jean Paul für sein bestes Werk erklärte, und historisches ABC eines vierzigjährigen Fibelschützen; Alles Werke von klassischem Werthe. Doch schon jetzt, wo sich Alles so günstig für ihn zu gestalten schien, ließen sich allmälig Zeichen eines Siechthums an ihm bemerken, die alle Hoffnung auf ein hohes Alter zu Nichte machten. Er, ein hochgewachsener, muskelfester Mensch, wie es schien, von unverwüstlicher Gesundheit, machte schon im ersten Jahre seines Aufenthalts zu Meiningen die seltsame Entdeckung einer momentanen Schwäche in den Fingern und noch mehr in den

Füßen. Bald wurde ihm alles Bergsteigen unmöglich; und selbst auf der Ebene ward sein Gang langsamer und beschwerlich. Alle ärztlichen Mittel, verzögerten sie auch die gänzliche Lähmung, gaben sie selbst Hoffnung einer gänzlichen Genesung zu manchen Zeiten, erwiesen sich doch zuletzt als unkräftig, eine Rückenmarksdarre in ihrem fürchterlichen Fortgange aufzuhalten. Seine frühere Anstellung als Verwalter zu Roßdorf und die bei einem solchen Amt unvermeidliche plötzliche Erhitzung und Erkältung scheinen den Grund des Uebels gelegt und ein mißlungner Sprung, wobei er sich am Rückgrat verletzte, die Krankheit vollends herbeigeführt zu haben.

Noch sechs Jahre zog er sich indeß in diesem siechen Zustand hin, begleitete auf einem geduldigen Pferdchen seine Freunde oft auf ihre anmuthsvollen Landhäuser und suchte auf alle Weise sich und seinen Umgebungen seinen hoffnungslosen Zustand in Vergessenheit zu bringen. Noch kurze Zeit vor seinem Tode besuchte er mit seinem vertrautesten Freunde, dem Freiherrn Chr. v. Truchseß, dessen Rittersitz, die Bettenburg, im bayerischen Unter-Mainkreise, und sah hier die sinnig angelegte Todtenkapelle, die sich in einer tiefen Waldschlucht der Bettenburg befindet und die Namen aller hingeschiedenen Freunde auf Denktafeln be-

wahrt. Der Dichter schien tief ergriffen und ahnte wohl, wie bald auch sein Name den andern sich anreihen würde. Er starb zu Meiningen den 28 Febr. 1812. In der Nähe des herzoglichen Parkes, wo er oft gewandelt, dicht am reizenden Garten, schläft er in einem nun schon längst eingesunkenen Grabe.

Wagner hatte sich mit einer Dem. Bergeon aus Neufchatel im Jahre 1793 verheirathet, und sie ward ihm eine treue Mutter von drei Söhnen und einer Tochter. Doch der erstgeborne Sohn starb bald, die übrigen Kinder erheiterten bis zu dessen Ende die siechen Tage des leidenden Vaters.

Aphorismen.

Das ist ein königlicher Mann, welchen nichts besiegt, als das Schöne und Göttliche, dessen Knie nichts beugt, als die Andacht.

Laß die Kinder der Phantasie erst Greise werden, ehe du sie zu deinen Vorsätzen machst; aber zwischen dem Vorsatz und der That vertilge jeden Raum durch das Feuer deiner Kraft.

So oft die Sinnlichkeit der Liebe Mutter ist, wird sie auch ihr Grab.

Verzage nicht, wenn das Leben stürmt. Aus dem Verworrenen geht Ordnung und Schönheit hervor. Erst mußt du ja die Schreckensstimme des finstern Winters vernehmen, ehe dein Ohr sich in jenem milden Tone berauscht, den die Zunge des Mai's in Blüthengewölben lispelt.

Oft muß man glauben, daß die Frauen nur mit dem Herzen denken, oder gar mit den Sinnen. Der Mann denkt in ernster Tiefe, aber hoch im wärmsten Lichte fühlt er.

Vergebens hoffst du, die Charis durch Streben, That, Wissen oder Muth hernieder zu bannen! Nur das Große läßt sich er-

ringen, das Schöne ist und bleibt himmlisches Glück.

Wer einmal mit der Albernheit im Bunde steht, der läßt sein Leben für sie. Er jagt lieber den treuen Hund Verstand gar aus dem Hause, ehe er ihn das Leibkätzchen Dummheit auswittern und sich vom Schooße wegbeißen läßt.

Es giebt ein oft sehr bejahrtes Publikum, welches für echtpoetische Genüsse ewig unmündig bleibt. Versuche nicht, diesem den Brei ins Maul zu streichen: es ist ja doch vergebens, und du hast dann deinen eignen genialen Vorrath zum jämmerlichen Mischmasch zerkocht.

Wider Alles, was in deinem Kunstwerke gemein, abgeschmackt, von fremdem Gut und unrecht ist, wird dein Gewissen die Stimme

erheben. Ueberhöre sie nie; denn unter allen Geschmacks- und Kunstrichtern ist das eigene Gewissen der competenteste, gelehrteste, untrüglichste und unbestechlichste.

Nichts bringt ein stolzes weibliches Auge schneller zum Sinken und sogar zur ängstlichen Aufmerksamkeit, als wenn es sich von einem Männerauge, das einen anerkannt schönen oder geistreichen Herrn hat, übersehen finden muß. Allein diese an Verachtung grenzen sollende und sehr weislich in Nachlässigkeit eingehüllte Vorsätzlichkeit beweist in der Regel einen falschen Mann; und — hört mich, schöne Frauen! — doch, ihr wißt es zum Theil schon besser, als Schreiber dieses, euer Freund! glaubt ihm kein Wort, keinen Blick! Denn je halsstarriger er in dieser verstellten Nachlässigkeit beharren will, desto planvoller ist er schon.

Der Mensch ist und bleibt ein Nachtwandler, trotz all eurer Philosopheme!

Alles irdische Bewußtsein, auch das klarste, irrt ewig im Zwielichte der Phantasie und in den Träumen der Zeit umher. Und keines Menschen Zunge hat noch jenen geheimnißvollen Taufnamen ausgesprochen, bei dessen Nennung der Nachtwandler, wie man sagt, stutzt und plötzlich erwacht. Er soll erwachen; aber dieß Erwachen schließt zugleich die Augen des Lebens zu.

Es giebt nichts Heiligeres, als die reine Liebe, wenn sie zur Leidenschaft wird. Ihre Göttlichkeit flammt, wie strahlende Religion, zum Himmel auf.

Liebet euer Leben, aber nicht mehr als Alles. Die allzugroße Liebe zum Leben hat schon oft das Abscheulichste erzeugt. Blickt empor, wie freie Geister, wann die ernste Wahl sich nähert! Und — betrachtet doch das Leben! Ist es nicht eine unheilbare Krankheit, an welcher Jeder, und der Gesundeste nur am langsamsten stirbt?

Der freie Mensch weicht gern der Gewalt der Gründe; er ist ja der Sohn des Schicksals. So gehorcht der edle Kaiser dem guten Rathe des Bauers. Wer aber Willkür zu seinem einzigen Handlungsgrunde macht, der ist ein feiger Knecht seiner Sinne und zugleich ein Tyrann seiner Gesellschaft, der er Gewalt anthut.

Nur dem reinen Herzen thut die Erscheinung der Wahrheit Gutes; so wie Hyperions allerwärmende Küsse hier den Duftkelch der gefleckten Schlüsselblume schmeichelnd aufschließen, und dort vom schmelzenden Schneegebirge tosendes Verderben in die Abgründe senden.

Ich sah heute Thränen aus den Augen eines Grenadiers träufeln, indem er vor seinem kleinen lieblichen Fürstensohne, welchen die Amme trug, das Gewehr präsentirte. O wüßtet ihr doch, ihr Fürsten, welche leidenschaftliche Treue euch aus so manchem Herzen entgegenpocht, — wahrlich, ihr müßtet alle gut sein.

Willst du die schöne Jungfrau in ihrer höchsten Anmuth schauen: — sieh' die Keusche, wann sie im Rosenschein der ersten Liebe schimmernd dasteht, bis an das Stirnhaar in Scham getaucht.

Willst du wissen, ob die Seele eines Geizigen noch zu retten ist, so beobachte sein Gesicht, wann ein eisiger, stechender Regenschauer auf einen halbnackten Bruder niederschießt.

Die Feigherzigkeit ist gesellig; sie lebt und gedeiht am besten in Haufen. Da schielt und horcht Jeder aus seiner Beängstigung hervor und immer auch noch auf die Gespenster des Andern hin, bis Nachdenken und Fassung gänzlich vertilgt sind, ja die ganze Menschheit zum Fremdling geworden ist.

Wir dünken uns niemals weiser, untrüglicher und liebenswürdiger, als beim ersten Familien- oder Freundesgespräche nach einer schweren Krankheit. Der Mensch freut sich, daß er

wieder im Zirkel leben und mitsprechen darf. Er und seine Reden erscheinen wichtig und gefallen ihm und Andern wohl. Die letztern sind froh, ihn gesund zu sehen, und geben ihm gern Recht. Etwas davon kommt wirklich auch auf Rechnung der Sanftmuth und Munterkeit des eignen Geistes, welcher sich mit schöner Selbstgefälligkeit auf den Zweigen des neuen Lebensfrühlings wiegt.

Alle Frauen, die einmal zu einer gewissen Rohheit gesunken sind, oder noch darin zu sein scheinen, sind, — ich kann ihnen nicht helfen! — viel grausamer, als Männer von dem nämlichen Bildungsgrade. Man beobachte sie nur, wenn z. B. vom Urtheil oder Plane wider die feindliche Nachbarin die Rede ist; oder wenn die Unbarmherzige ein armes hungriges Hündchen mit Prügeln oder mörderischen Würfen aus der Küche jagt. Die Weiblichkeit (so wie ich sie das Herz der ganzen Menschheit nennen möchte) macht das Edelste vom Innern des Weibes aus; eine Auflösung der edelsten Theile aber zieht auch die Zerstörung der ganzen Menschheit nach sich.

Es ist mir immer sehr interessant und für das Studium des menschlichen Gemüths höchst lehrreich gewesen, zwei kleine Kinder über die Darstellung in ihren an sich ungeschickten Malereien und Zeichnungen mit einander rechten zu hören. Z. B. ob das so eben gefertigte Bild einen Igel oder eine Kutsche mit vier Pferden vorstellen soll? Ihre Gründe, welche für Beides gleich gut sein können, führten mich oft so tief hinab, daß ich das wunderbare Substratum des Menschen zu finden hoffte.

Im Menschen wohnt ein himmlischer Ton, durch den er der Gottheit selbst ähnlich wird. Es ist die Stimme der Barmherzigkeit, wann sie mild, wie Gesang des Himmels im Frühlingshauche, herabweht in des Elends giftige Schauerhöhle. Seht, Menschen! dort hebt der langgequälte Mensch sein Haupt nach dem süßen Schall empor; alle Marter sammelt sich noch einmal in seinem Blick, um in einer einzigen Freudenthräne zu verrinnen.

Was ist doch der stolze Mensch mit seiner Tugend? Der einzige letzte Trost blieb selbst für den Heiligsten immer noch dieser: daß die Gottheit ihn nicht belohnen, sondern als ihr eignes Geschöpf begnadigen, — daß sie, ohne Rücksicht auf seinen Werth und Verdienst, als Gottheit und nur göttlich an ihm handeln will; — daß sie ihn einst nicht in das verzehrende Sonnenlicht der Vergeltung, sondern in den himmlischen Labeschatten ihrer ewigen Barmherzigkeit stellen wird. Könnte ich Armer doch diese Worte in jedes Ohr der bessern Menschheit rufen! Oft schon wurden sie gesagt, und viel tausend Mal die Sache; und doch — welche Tugend ist wohl gerade bei der edleren Menschheit noch seltner, als die Demuth? Lehret sie, ihr Prediger der Erde, predigt sie jedem tugendhaften Herzen mit rührendem, lebendigem Schall! Und möge doch die Gottheit eurer Stimme den Silberton der weinenden Schönheit und euren Worten die Gewalt der knieenden Andacht verleihen!

Die Hitze des Lebens blendet unsern Geist, wie die Sonnengluth eines heißen Tages das Auge. Erst am kühlen Abend schaut die Seele in den Tiefen der still heraufziehenden Nacht die ewig brennende Kerze der Unvergänglichkeit, gleich einem freundlichen Sterne, der im Abgrunde der Finsterniß leuchtet.

Erst richtet den Handelnden nach seinem Sinne, dann betrachtet seine That. Die Wirkung empfängt den höchsten Adel erst von ihrer Ursache. Sonst wären ja die Thränen, welche das Himmelsfeuer der Liebe zeugt, nicht köstlicher als jene gemeinen Tropfen, die der Sturmwind des Decembers aus schönen Augen preßt.

Es wird immer für einen mit sich selbst im Kriege begriffenen Staat das letzte, schrecklich geröthete Blutzeichen sein, wenn endlich auch die Frauen kriegerisch werden. Fürchterlicher Anblick für den Menschenfreund, wenn selbst die seidne Weichlichkeit sich von ihren Polstern aufmacht, wenn die zartfühlendsten Herzen unter dem Panzer zu schlagen wünschen, und alles Friedliche mit dem häuslichen Heerde vollends in Trümmer sinkt!

Vorsichtigkeit beim Wohlthun bleibt immer ein Zeichen menschlicher Kälte. Wer nicht gern giebt, stellt gewöhnlich ein langes Examen, mehr über die Geschichte als die Würdigkeit des Leidenden, an und thut allerlei tröstliche Vorschläge. Der eigentliche Wohlthäter untersucht nur die Noth. Er fragt nicht lange nach Stand und Namen; seine Tröstungen sind stille Thränen; und überall, wo er die Ebbe der Armuth erblickt, da bricht die Fluth seiner Barmherzigkeit schwellend herein.

Es ist und bleibt doch ein noch nicht genug erkannter komischer Zug der lieben Menschheit, über welchen die himmlischen Mächte in ihren Wolken oft lächeln mögen, daß, während die eigentliche Weisheit nur im höchsten Sturm, in den bedenklichsten Momenten des Lebens ausgefunden und geübt wird, der große Philosoph indessen auf dem Lehrstuhle sich zur Posaune seiner eignen Weisheit macht, die er gewöhnlich noch niemals probirt hat, als etwa bei der Revision in seinem Lehnsessel.

Traurig war es für die Staaten, daß mit der höher gestiegenen Kultur der Sittenverfall eintreten mußte. Aber den verderblichsten Charakter trägt doch in dieser Rücksicht die gegenwärtige Zeit, in welcher die Aufklärung zur Raserei geworden ist. Ach, alle himmlischen Keime, welche die Besserung in stiller Verborgenheit noch hervortrieb, werden nun im Heeresstrome der Zügellosigkeit mit fortgerissen, seitdem der Spott über das Ehrwürdige pragmatisch geworden ist und die nackte Frechheit öffentlich umherläuft. Ja, die Sünde hat sich auf ihren Märkten gelagert, und es giebt nichts Geweihtes mehr. Denn die

Spötter hohnlächeln im Tempel, und gemeine Narren haben das ehrwürdige Siegel der Mysterien erbrochen!

Der Mann, welcher nicht zu *dulden* vermag, wie ein edles Weib, wird nie kräftiger *handeln* als ein Weib.

Die *erwachsene Jugend* muß nur *insgeheim getadelt*, das *Kind* dagegen *nicht öffentlich* in seinem Beisein *gelobt* werden. Gewöhnlich aber erziehen wir durch öffentliches Lob den Knaben zum heuchlerischen oder frechen, — oder durch allzuvielen Tadel unter vier Augen zum scheuen oder furchtsamen Jüngling. Insbesondere ist es einer unsrer häufigsten und größten Erziehungsfehler, daß wir unsre Kinder in der Stille häuslicher Existenz *zu wenig lieben und loben*. Gegen Andere mußt du in Beurtheilung deines eignen Kindes streng und gerecht sein, damit diesem die öffentliche Meinung achtungswerth, unumgänglich und unerbittlich erscheine. Zu Hause darfst du seines Gleichen

sein: da stärke seine Selbstachtung durch warmes und freundliches Anerkennen jedes seiner kleinen Verdienste, damit es innere Ehre und Wahrheit und eigenes Bewußtsein doch noch höher achten lerne, als den Schein und das Urtheil der Welt. Wie selten loben wir unsre Kinder mit eigentlichem Enthusiasmus! Immer, und hätte auch das Kind Alles gethan, was seine Kräfte verstatten, sagen wir nur höchstens etwa mit einem gewissen mürrischen Wesen: „Nun, nun, fahre nur so fort — es sollte freilich noch besser sein!“ u. s. w. Niemand zieht mehr Nutzen aus der reinen Wahrheit, als das Kind; warum wollen seine besten Freunde sie ihm verweigern, zumal die angenehme Wahrheit?

Hast du die Geliebte deines Herzens gefunden, dann gieb ihr dein ganzes Wesen willig hin. Laß ihre Wünsche deinen eignen Busen mit Sehnsucht aufschwellen und ihre Gedanken sich in deine nächtlichen Träume einstehlen; ihre Augen laß dein Elysium sein; ihren Kuß deine Götterkost, und ihr Gedächtniß sei deine Ewigkeit! Die wahre Liebe behält nichts für sich zurück. Aber wohl dann dir, du seliger Jüngling, wenn du ein solches

Weib liebst, wie einst ich liebte! Wenn mein brennender Blick um ihr Kostbarstes flehte, dann kam schnell über ihr Angesicht ein holder Glanz, dann verwilligte ihr scheues Erröthen Alles, aber ihre Sehnsucht schien um Aufschub zu bitten, die Keuschheit gab sich der Liebe willig gefangen, aber die Anmuth siegte still über das wallende Blut meines Herzens!

Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

Wir wissen, daß es Empfindungen und Gefühle giebt, die uns und allen Menschen ewig so dunkel bleiben, wie etwa das Heimathliche dem lange pilgernden Fremdlinge wird. So die stille echte Feier eines schönen Sonntagsmorgens, der Blick über's Weltmeer oder in den Sternenhimmel, das Schauerliche in gewissen Tonsätzen großer Symphonien oder Chöre, oder des Vogelgesanges u. s. w. Aber warum glauben noch so wenige Menschen, daß diese Empfindungen und Gefühle nothwendig ein Vaterland haben müssen? Daß es doch irgendwo andere

und höhere Wesen, als wir sind, geben muß, denen dieselben eigen angehören, welchen sie gewöhnlich und in der höchsten Klarheit erträglich und deutlich sind? Und daß wir diesen Wesen innigst verwandt sein müssen?

Wer vermag Glück und Größe am weisesten zu ertragen? Wer mit frohem Sinne vorher die Wonne, arm zu sein, gekostet und gefühlt hat. Denn dieser war schon reich und groß geboren.

Willst du deine Liebe treu bewahren, so fliehe im Lieben die Ueppigkeit. Das Leben der Sinne ist der Tod der Liebe; und schon der Mörder Vollgenuß allein tödtet der Liebe oft so schnell die schöne Gefährtin Anmuth!

O Phantasie des Menschen! Dein unbegreiflich rascher Flug ist ein hohes Wunder der Schöpfung. Auf deinen Schwingen

fahren uns Bilder und Gedanken, voll von Lieblichkeit und Schauder, voll von Kleinigkeiten und Welten, in elektrischen Momenten leicht vorüber: kaum ein Millionentheilchen von deinem Reichthume vermögen wir aus dem Riesenfluge zu ergreifen und festzuhalten. Du bist ein Nebel der rauhen Wüste, der erst drüben im elysischen Blumenlande als lautere Quelle hervorströmen wird. Wahrlich, dein Vaterland liegt nicht im Raume; dein Name ist Unermeßlichkeit! Wem diese unermeßliche Anlage im Bau einer menschlichen Phantasie nur für ein irdisches Menschenleben aufgeführt scheint, der ist kein Mensch und der wahren Menschheit unwürdig.

Was ist es, das manche Seele so muthig macht? Was giebt ihr einen so himmlisch leichten Sinn bei jedem bevorstehenden Ungemach, worüber Andere sich ängstigen? Was schafft ihr jenen ewigen Umfluß von Ruhe bei allen hereinbrechenden Stürmen des Lebens, der immer nur das Erbtheil weniger Auserwählten ist? Was macht sie so kummerleer und fröhlich, wie eine reizende Au in der Frühlingszeit? — Es ist die Unschuld.

Ein Hauptkennzeichen des ächten Genie's ist, daß es gerade in der tiefsten Beschwerlichkeit des bürgerlichen Unglücks lustige Wendungen nimmt und großmüthiger, verschwenderischer wird. Raube dem gemeinen Menschen einen Theil seines Geldes, und er wird ein so ängstliches Geschrei erheben, wie der zornig heulende Kiebitz, dem man die Eier nimmt. Aber das Genie kennt oft ohnehin keinen Geldreichthum und trachtet nach keinem andern Gewinn, als höchstens nach dem Verluste seiner Schulden. Nimmst du ihm drei Viertheile des letzten Guldens ab, so wird es zusehends größer, bietet dir Almosen und Nasenstüber; ja, es zeigt in allen Stücken an, daß es nun kein dringenderes Bedürfniß kennt, als — deine und aller Welt Gnade und Hülfe zu verlieren!

Wann werden die Stände und Klassen einander wieder lieben? Wann der Pöbel nicht mehr glauben wird, daß vornehme Leute nur solche seien, die den ganzen Tag schmausen, die Suppe mit der Gabel einnehmen, Rosinenkloß statt des Brodes essen und auf der Leiter ins Bett steigen müssen. Wann die obersten Stände den Mittelstand wieder suchen und

dieser ihnen bescheiden entgegen tritt, ohne die untersten zu verachten.

Gieb der Eifersucht auf einen einzigen Moment Gehör, und du wirst im Nu ihr Sklave, der nun an den Ketten seines Herzens auf ewig schäumen und rasen muß, der seine Blicke zu Giftmischern und seine eignen Gedanken zu seinen Folterknechten macht.

Hast du die bunte Reihe schöner Städterinnen durchschwärmt, so fliehe, noch ehe dir die Sinne vergehen, hin auf das reizende Land. Sieh' auch nun das blühende Kind der blühenden Flur, erwachsen in verborgner Pracht, athmend im zarten Leben einer stolzen Jungfräulichkeit, wie die seltene Waldlilie, die sich in den Düften ihres eigenen Kelches labt und verschönert. Stolzer Jüngling! Jene seufzten in ganzen Chören für dich, wie du wähntest, aber hier gilt es deinen vollen Ruhm, und seufzen wird dein

eignes Loos. Doch sei muthig und froh, wenn du eignen Werth hast, denn schnell mit ihrem ersten Seufzer wird auch schon der helle Blitz wahrer Liebe für dich am Firmament ihrer Augen auffahren; und alle vorher je empfundenen Liebesblicke werden dir nun wie blasses, unkräftiges Wetterleuchten erscheinen in diesem Strahle der süßesten Wahrheit.

Laßt uns doch eilen, unser Leben mit That und Genuß zu füllen! Denn das Leben ist unsicher; und oft, wenn unser Glück noch in frischer Frühlingsblüthe steht, hat uns plötzlich der ungeheure Schritt der Zeit schon eingeholt.

Menschengröße hebt dich auf Jahrtausende über die gewöhnlichen Menschen empor. Aber schöner Sinn macht dich zum Sohn und ewigen Erben der Götter selbst und diesen ähnlich. Frei sein kannst du; aber die irdische That stammt selten von dir her, hängt seltener von dir allein ab, und oft trübt

der Schlamm des Zufalls ihre ersten Silberquellen. Selbst der größte Mann, — und wäre er von den Menschen bis an die Stirne in Größe gekleidet und bis an die Fersen in Unsterblichkeit getaucht, — er ist doch nur ein Spielwerk der Zeit und ihrer unbeständigen Kinder! Darum tröste dich, schöne, edle, thatendurstige Seele! Denn es giebt noch Räume für dich außer dieser kleinen Weltgeschichte.

Da kann ich mich ärgern, wenn gewisse kluge Menschen so leicht hinsagen, der Mensch bedürfe fast gar keiner Erziehung! Die Erziehung ist ja eben die Entwickelung der menschlichen Anlagen und Kräfte bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit. Durch sie allein könnt ihr auch beim modernen Menschen noch etwas vom eigentlichen Charakter der Menschheit herausrufen und hervorwickeln, was er außerdem wegen der bösen Gesellschaft, worin er lebt, ewig in sich zurückziehen muß, wie die Schnecke ihre Hörner. Wenigstens drei- bis viererlei Erziehung muß der heutige Mensch erhalten. Denn erstlich muß die physische Erziehung — Pflege, Großziehung, Auferziehung — das Kind zum gesunden, wohlgestalteten, kräftigen und heitern

Menschen bilden. Zweitens soll die logische Erziehung — wissenschaftliche Unterrichtung — das Erwecken und Erhöhen der Vernunft- und Verstandeskräfte für das menschliche Wissen berücksichtigen. Dann wird durch die ethische, praktische Erziehung der Mensch zum freien Geschöpf ausgebildet und seinem Herzen sittlicher Werth, seinem Charakter innere Bestimmtheit mitgetheilt. Endlich, um bei Kant's philosophischer Darstellungsart zu bleiben, kommt die ästhetische Erziehung, die nöthigste, welche das physische und geistige Vermögen des Menschen zu der höchsten und erhabensten Gestalt, in welcher er aufzutreten fähig ist, vereinigt und ihn durch die Mittheilung des Schönen dem Ideal der Menschheit näher bringt. Dabei muß es, und jetzt und künftig mehr als je, und wohl ewig bleiben, ihr mögt schreien, so viel ihr wollt; wenn nämlich noch etwas Tüchtiges aus euerm Menschen werden soll! Laßt eine von diesen Erziehungen weg, und wenn ihr nicht entweder einen häßlichen Schwächling, oder einen dummen Teufel, oder einen elenden Sklaven und in Summa nichts Ganzes habt, so straft mich Lügen!

Ich hatte einst einen Freund, der oft bis zur Vollendung witzig sein konnte. Aber Geist, Schönheit und Gutmüthigkeit zierten ihn dabei in gleich hohem Grade. Es war ihm auch fast einerlei, ob er seine Zeitgenossen mit Gedichten wund küssen, oder in Prosa abprügeln sollte; und nie sah ich ihn den Bogen seines Witzes überspannen und zerbrechen. Aber ein Mal, als ich mit ihm vor einem lange entbehrten Puppentheater voll Sehnsucht da stand, und als endlich der kleine Vorhang emporschnappte, und nun im Hintergrunde der Vesuv zum Feuerspeien, vorn aber auf ein Mal drei der allertrefflichsten obligaten Hanswürste, die jenen Berg verschlingen sollten, vor den Herrschaften angelassen wurden: da, ich gestehe es, da kam mir mein Freund beträchtlich kleiner vor. Auch er selbst fühlte sich gleich nach den ersten Reden und Operationen hingerissen und im Innersten des Herzens glücklich und entzückt. „O," sagte er und trippelte und trocknete sich den vom Lachen erpreßten Schweiß nebst häufigen Freudenthränen ab und drückte mir die Hand: „o, was ist doch die ganze witzige Menschheit gegen einen einzigen mit Händen gemachten Hanswurst, der sich nur irgend gehörig zu räuspern und zu rechter Zeit im Hüpfen auszuspucken weiß!"

Die Publicität ist das oberste, unbestechlichste Organ der Gerechtigkeit, — zu finden bald überall, bald nirgends. In ihr fürchtet jeder Unterdrücker zuletzt noch sein unumgängliches Todesthal Josaphat. Sie ist ein unsichtbares drittes Reichsgericht des Volks; ja das ehrwürdigste, allerhöchste Tribunal gerechter Menschheit; der große Reichstag der Zeiten. Sie schmiedet die Bosheit auf ewig an den Pfahl der öffentlichen Schande und umgiebt die Unschuld mit der Glorie schöner Menschheit. Jahrhunderte lang scheint die Unsterbliche zu schlummern: plötzlich erwacht sie, bestraft das Gemeine mit dem endlichen Tode der Vergessenheit und macht das langverkannte Gute zuletzt noch zum Erbtheil der Welt. Wer von der Bosheit aus allen Instanzen verdrängt ward, der zeige dann ihr das blutende Herz und erstaune über ihre Allmacht. Wer seine gute Sache, in sich selbst vollendet, vorzulegen vermag; wer ein Geheimniß zu Beglückung der Menschheit entdeckt hat, der wende sich nur getrost an die Publicität und empfange den Dank seiner Zeitgenossen und zugleich den Sternenkranz der Unvergeßlichkeit.

Licht ist dem Leben fühlenden Menschen das Lebendigste, Lieblichste und Höchste; es begeistert ihn fast bei jeder schönen Begegnung zum Heiligsten, und wahrlich, er ist ein Sohn des Lichtes! Dieser Satz ist nicht nur im höhern Sinne wahr, sondern auch bis zu den Vorfällen des gemeinen Lebens herab. Ich lag einst im süßen Schlummer, als auf ein Mal reine Töne des Himmels mich leise weckten. Berauscht von balsamischen Düften, die aus meinem Blumenlager drangen, schaute ich in der Entzückung hinaus, und vor dem sterblichen Auge hatte sich die abgeblühte Welt der alten Götter verjüngt in elysischer Schönheit aufgethan, und ich sah sie wieder, die göttlichen Bilder, in schöner menschlicher Gestalt. Auf Donnerwolken ruhte freundlich der herrschende Vater, und um seinen Thron schüttelten Sylphen, aus Licht gehaucht, ihre morgenrothen Schwingen, und blitzende Salamander legten ihre Flammenlasten zu den Füßen des Adlers. Glorreich fuhr Latona's Kind, der pythische Sieger, herauf; vor seinem Götterwagen Kronion's hohe Töchter, die äthergeflügelten Horen, im himmlischen Tanze dahinschwebend; und die Harmonien einer heiligern Welt entwehten dem Golde der Lyra, und aus Myrtenhainen drangen die Chöre der Kamönen zum Ohre des Sterblichen. Fernher tönten

die gewaltigen Hämmer der Cyclopen aus Hephästos rauchender Esse. Mächtig waltete mit seinen Gottheiten Poseidon im feuchten Wellenreiche, von zahllosen Ondinen umspielt. Aus allen Ufern drangen die Flußgötter, und scherzend sprang die glanzreiche Quellennymphe zu den Gespielen hinab. Einsam und gesenkten Blickes wandelte die holde Ceres durch Blumengefilde; schwarze Spalten schlug ihr Eisen in die Erde; und die Gnomen, beladen mit Grüßen der ewigtrauernden Persephone, stiegen traurig herauf.

„O," rief ich, „so seid ihr endlich wiedergekehrt, ihr seligen Gestalten der Vorwelt!" Aber ach! Jetzt hob sich, gehüllt in durchsichtiges, duftendes Rosengewölk, aus dem nahen Quell ein Weib zwischen Blumen empor, bei deren Schönheit die Natur sich in brünstigem Schauer verjüngte und aufgrünte, wie die Flur im befeuchtenden Blitze des Frühlingsgewitters! Sie war es, Aphrodite, die Göttin über alle Götter! Und auf ihren Lippen blühte die Liebe, und aus ihrem Auge strahlte die Schönheit; und alle Welt schimmerte in neuem süßem Glanze vor dem göttlichen Bild. Und ach, sie blickte lächelnd auf den sterblichen Mann hernieder! Da schaute er das Schöne und sank in den Staub! Da fühlte er die Liebe, und die Menschenbrust zersprang.

Aber der hülfreiche Hermes selbst schwebte jetzt zu mir hin und lösete meine Zunge, und ich fühlte mich göttlich; und die Gottheit winkte lächelnd: da hob es mich in himmlischer Gluth empor; meine Arme breiteten sich nach ihr hin, und ich sprach in übermenschlicher Wonne ein unsägliches Wort aus.

Kein Jüngling war je so selig, als ich in diesem Traume! Doch schon einige Zeit vor dem Ende desselben drängte sich in meiner Erscheinung immer ein schwarzgelockter Kopf vor, und jetzt rief eine irdische, grelle Stimme: „Mensch, was machst du!" Es war mein Freund, der in der kalten Decembernacht mit zwei hellbrennenden Kerzen vor meinem Bette stand. Nach unserm poetischen Gespräche noch im Zimmer lesend, hatte er die lauten Entzückungen meines Traumes gehört und diese, indem er sie zu belauschen kam, durch den blendenden Lichtschimmer so sehr gesteigert, daß ich schon seit fünf Minuten emporgerichtet und mit völlig offenen Augen vor ihm da saß Meine Gesichtszüge, sagte er, seien zuletzt fast schön und so wenig mehr irdisch gewesen, daß er angefangen habe, meine gänzliche schnelle Auflösung zu fürchten. Mein nachheriger Schlummer war leiser und erquickender als je, und noch mehrere Nächte lang füllten jene Götterbilder meine Phantasie mit unbeschreiblichem Glanze.

Die Dummheit in der zweiten Potenz scheint sich immer schon eines poetischen Charakters, eines gewissen witzigen Bewußtseins, ja selbst einer Art von Freiheit zu erfreuen, d. h. der, welchen ich den Bock melken sehe, mag mir ein guter ehrlicher Mann sein; aber der, welcher jenem das Sieb unterhält, wird mir schon interessant und vielen Menschen in gewissem Sinne witzig erscheinen. Mit jenem mache ich gern Frieden; diesem traue ich nicht ganz.

Durch Witzlinge und Satyriker, die nichts sind als dieß, gewinnt die eigentliche Menschheit wenig, und weit weniger, als sie verliert. Wenn solche Menschen sich ein Mal als warme oder erhabene Menschen zeigen wollen, so mißlingt es ihnen gewöhnlich, und sie bringen es dann meistens nur bis zu einem Satze des größern ernsthaften Welttones, der sogenannten vornehmen neuklassiischen Lebensweisheit, höchstens bis zu einem Horazischen Sittenspruch oder Gemeinplatze (verzeih' mir, edler Römer, du weißt wohl, wie ich's meine!), und alles Dieß klingt dann in ihrem Munde so widerlich

und falsch, daß man lieber die Boshaften, wie sonst, möchte satyrisiren und witzeln hören. Durch warme Gefühle des Herzens sind wir mit den Engeln, durch den nackten, kalten Witz aber mit den Katzen verwandt.

Die sichere Aussicht auf das Ende einer unglücklichen Lage ist für die edle Seele schon wirkliches Glück. O darum seid getrost, meine duldenden Mitbrüder! jedes irdische Drangsal ist kurz! Jedes muß ja ein Ende nehmen, und bald! — Schaut doch hin zu dem armen Tagelöhner, wie ihm in seiner Hütte so bang und so wohl ist, wann der letzte Grimm des Winters an den kleinen Fenstern raset. Der Morgen war noch so kalt und belegte den Wald mit weißem Reif; aber der Abend zieht heute zum ersten Mal im milden Schimmer des Frühlings heran. Leuchtendes Goldgewölk fliegt mit wolligen Flocken im Westen auf, und mit einem Mal röthet der Wiederschein das östliche Himmelsblau zu Purpur, und das weiße Laubwerk der fernen duftigen Waldkuppe glüht in jenen Höhen rosig auf, wie ein blühender Pfirsichhain; lauer Südostwind verkündigt

die Thaunacht; des Frühlings heilige Knospe scheint endlich zum ersten Mal zu schwellen; die Natur soll nicht sterben. Schon tönt es mächtig in den Winden wie ein Horn des Lebens über ihr; der Winter schifft sich ein, und Alles schickt sich an wie zu einer großen Reise. Zwar die Kinder sitzen fröstelnd am Ofen, in welchem das letzte Holz liegt, und der Förster hat heute nach dem Holzgelde geschickt; die Kinder bitten um Brod, und das letzte Brod ist schon angeschnitten: aber da tritt sein frohes Weib mit nassen Augen herein und setzt den Kornsack vor ihm nieder. Der reiche Nachbar borgt ihm diesen Scheffel, und der Förster will Geduld haben. Und horch, horch! Draußen stürzt schon ein Thauguß vom Himmel herab wider die Hütte, und hinter diesem blickt noch die scheidende Sonne mild durch die runden Scheiben herein und bildet dort über der Wiese den ersten Regenbogen! Gütiger Gott! die fröhlichere, bessere Frühlingszeit ist ja gekommen! Nach wenigen Tagen wird jener nahe Wald schon Knospen treiben, und um den fleißigen Mann her werden dort wieder seine Kleinen in der Wärme des Lenzes spielen! Mächtig spannen sich jetzt seine Sehnen schon zur großen Arbeit, die alle seine Lieben nähren wird, und den Blick durch die Thauströme hin zu Gott

gerichtet, und die Hand nach seiner tröstenden Bibel ausgestreckt, ruft er begeistert mit ihr aus: „Wisset, daß der Sommer nahe ist! und darum sollt ihr merken, daß eure Erlösung nahet!" — O, ihr armen — —

Auszug aus dem historischen ABC.

Affektirtes Wesen. Ist auf der lieben deutschen Erde eine sehr häufige Erscheinung, die wir Alle täglich in unsern Spiegeln und sonst bemerken können. Meine erste Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abscheulich vorkommt, bestand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad" zu sagen klinge bäurisch: es müsse heißen „Collrad." Dieß haftete, als ich jenen Namen auch wirklich schon buchstabirt und gelesen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die ein Mal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" sagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range steigt und abnimmt, und in den allervornehmsten und gebildetsten Zirkeln

darf eigentlich gar keine natürliche Willkür mehr herrschen, sondern nur die reinste, von allem wirklichen Betragen schon ganz befreite Affektation. Auch der deutsche Landmann ist nicht mehr ganz frei vom affektirten Wesen, wiewohl es in dieser Klasse bis jetzt viel seltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der sogenannten Mantelfamilie. Es äußert sich indessen unter den Landleuten meistens bloß in der Sprache und klingt fast immer komisch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die Bauernsprache zu rebelliren, — sich gewöhnlich nur gegen die deutsche Sprache auflehnt. So sagte ja das bekannte, zur Dame gewordene niedersächsische Bauernmädchen: „die schönste Stadt in der Welt sei und bleibe doch Wolfenbeutel." Ein hessischer Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er besitze sehr schöne Feldgäuter und besonders eine mächtig große Weise." (Feldgüter, Wiese.) Ein thüring'scher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Surinam'sche oder der Surinamer hatte, nennen und nannte ihn: „den Herrn Sauer-Einnehmer von W." Ein fränkischer Dorfschenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein breitmäuliger, ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagsessen: „grüne Erweesen mit jungen

Käuchen und Behütuns!" d. i. Erbsen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütsen.*) Doch Ehre, dem Ehre gebührt! Seine tr fflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir jedes einzelne Stück von jener Riesenkost, es möge mir nun als Kloß oder Hüts, und nicht gerade unter der Exklamation „Behüteuns!" dargestellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — also etwa in dieser Figur: ⊛! Selbst beim Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstänglein so lustig

---

*) Hütse nennt man in einigen fränkischen Gegenden eine Art von sehr festen Klößen. Daher kommt das Räthsel: „Welches ist der Unterschied zwischen Hütsen und Klößen?" Antwort: die Gleichenberge. Nämlich: diesseits der fränkischen Gleichenberge bei Römhild (d. h. mir, der jetzt in Sachsen-Meiningen diese Note verfertigt) nennt man diese Magenpflastersteine „Hütse," jenseits „Klöße."

daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum ersten Mal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen sah, wiewohl mich auch der abzukonterfeiende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Portraitmaler seinen Kopf erst durch das Glas aufreißen sehe. Beides mag wohl sicherlich nicht das Rechte sein; denn — abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abspiegelt und mit schönerer Willkür wiedergiebt, hierbei immer gestört und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an Dieberei erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem römischen Rechte das „vi, clam, vel procario“ ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferstich eines Doctor Luther an den Fensterglastafeln nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen

Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich Dir wohl, mein Sohn! Aber das ist keine Kunst!"

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserei uns lange mit Fadheit umdüstert hielten, und nun auf ein Mal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf ein Mal krümmen sich prächtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreischenden Purpurgewühle nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vie-

len künftigen schönen Tage vor mir! So ist es meiner Seele, wenn der erste Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des Lebens wieder erschließt! Dann horche ich, wie nach fern heranziehenden bräutlichen Gesängen hin; ich harre und zögre noch mit dem Genusse, suche geschwind noch ein irdisches Geschäft, um es — zu beseitigen, pflege mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her und — genieße dann! O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich dir ergiebt!

Apostroph. Immer fällt mir bei diesem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht und lehrte mich darin drei genera kennen, das Masculinum le, das Femininum la und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau). Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein und finde sie noch

jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — besonders in diesem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich seinen Kenntnissen nie etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges ein Mal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer gewesen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden sein muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber! und dabei doch ein ächter Deutscher! Aber — als Schüler des sanften und doch ernstsystematischen Baumgarten in Halle — o war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drei genera zu verschaffen wünschtest, wie andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig' endlich, du gottloser Rabensohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!" flüstert

es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

Castrat. Die Stimme eines solchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen sänge und mir für eine Frauensperson angegeben würde. Selbst ein Mal bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollständigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth sich nicht ganz von gewissen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Castrat seinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und kennt, irgend einen ächten Kunstgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Bursche und gebe sie für seltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuschen.

Dunst. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit stets als einen gewissen Dunst oder Nebel vorgestellt; und freilich mag auch wohl kein Dunst für den Menschengeist so tödtlich sein als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn sie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgestattet ist, — auf ewig umschließt. Es giebt kein Heilmittel für solche Elende, d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunst betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen

Schuß Vogeldunst. Wie schön ist es, von diesem Uebel früh, wenn es noch keins ist, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die schmerzhafte Kur! Doch ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren stand ich einst mit einem ältern, mir noch neuen Freunde sehr fröhlich im Garten seines Hauses. Wir ahmten die Musikanten auf dem Thurme nach und bliesen auf selbstgemachten Schalmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral: „Sollt' ich meinen Gott nicht singen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab ins freie Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, schwieg ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich n u r d e n e r s t e n könne. Er sah mich starr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher

noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus anderen Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht mir? In meinem 39. Jahre (ich hoffe wenigstens, es war noch vor dem 40.) lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchst dummen Manne, der in seinem Testament verordnet, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren vom Thurme blasen.“ Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick suchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

Erfindungen. Alle irdischen Erfindungen, — vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelauen des Weeltmeers furchet, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kusses.

Essen. Es ist oft eine sehr erfreuliche Entdeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. Die uneinig-

sten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man beeifert sich, alle Strafen und Zänkereien so weit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartherzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beim Essen trifft und, wie fast immer geschieht, dazu eingeladen wird, der kann auch fast immer überzeugt sein, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. Soviel dieß gesagt ist (denn es gilt selbst vom Geizigen), so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal angeschafft und bereitet dasteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder; er ist nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen sehen, um es den Gästen anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon ist noch gar nicht in der wohlthätigen Gesinnung oder in der eigentlichen Gastfreiheit zu suchen, sondern er liegt dermalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Ansicht des Essens. Wenn der Bauer zu einem bösen Nach-

bar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich steht er betroffen, höflich und bescheiden da, sobald er seinen Gegner beim Essen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Parteien gegen mich sich auf ein Mal bloß dadurch entwaffnen sah, daß ich zufällig es mir so eben vortrefflich schmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: „Hab' ich dich endlich, du infame Canaille? — Halt! — nun freilich — Gott gesegne dir's!"

Erbvertheilungen sind für mich höchst interessant und belustigend. Ich habe die elterliche und die meines liebsten Jugendfreundes mitgemacht und bin gerade bei diesen beiden — da ich mich längst resignirt hatte, — der lachendste von allen Miterben gewesen, über welchen die theuren Erblasser gewiß aus ihren schönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an seligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komischen Ereignissen. Freilich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menschen vorgehen. Herrlich ist's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsstücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen und nun von den

Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil sind) gebührend ausgelacht werden. Die höchste Lust gewährt das Anfertigen der Verzeichnisse, welche die Interessenten, indem sie Alles herumgeben und vorzeigen, einander selber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer sehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücke, die ich besonders lieb gewann. Das erste hieß: „des Verstorbnen sogenannter Auerbachshof, worin allerlei Kleinigkeiten befindlich." Dieser letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Kästchen enthielt Sachen von unschätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köstliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe silberne Hemdeknöpfe, Denksteinchen und tausend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Ursprung und Werth; — kurz: so oft der Verstorbne bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenossen und Freunde mehr Rath und Hülfe fand, schloß er nur getrost seinen Auerbachshof auf, und niemals ist er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig systematisch machen, und ich behauptete, man müsse mit den Westen anfangen, weil die Weste zunächst an

dem, was am Freunde das Beste gewesen sei, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir selbst sehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der Kopf müsse den Anfang machen, denn dieser sei und bleibe doch das Hauptstück vom Menschen; und so rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Ist alt!“ seufzte ein Anderer. „Klein!“ schmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich und zeigte den armen Wurm entschuldigend dem Protokollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte gesetzt, die mich noch in diesem Augenblicke (wer kann wissen, warum?) zu sanftem, aber unverkennbar tiefem Mitleiden rühren, — damals aber fast zum Weinen bewegten; nämlich: „Nr. 1. Ein kleiner, alter, guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Asche verstreut, du — Guter!

Frühlingslüfte, durchwogt von der ersten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geist des Menschen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne sie leise zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Busen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die ersten Klänge der Poesie aus einem unsterblichen Gemüthe hervor?“

Feines Betragen wird jetzt allmälig immer seltner gefunden werden, je mehr der Satz: „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt," von den Erziehern mißkannt und vernachlässigt wird. Man sagt den Kindern nur: „Ihr sollt gute Menschen werden, — und so und so müßt ihr es anstellen." Aber kein Mensch sagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem dasselbe thut und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht." Man hält die Mädchen wohl zum Waschen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber Niemand sagt ihnen mehr, wie sorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht sich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntscheckig oft gerade der schönste Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. s. w. Was hilft denn alles Sein, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, — wenn ich auch nicht viel weiß und kann;

wenn ich nur tugendhaft bin!") Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmsten Klassen so viele Erscheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft, bei Erblickung eines schönen, durch Vernachlässigung entstellten Angesichts, von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einschärften!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen" (die über jene — und wohl gar selber zwischen zwei allerliebsten „Sperlingsecken" hervorspötteln!) wieder herbeiwünschen ließen? Das Schlimmste bei allen solchen Dingen ist, daß nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterläßt, weil eine solche Rüge für beide Theile höchst unbequem ist und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber dennoch fast immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Ansinnung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend sind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemäßeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben sein!

Freundschaft. (S. den Art. Liebe.) Oft schien mir der Freundschaft Silberborn reiner und himmlischer zu rinnen, als der heißsprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort," sprach ich, „wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier, — o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!" Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute, — wo blieb da die Freundschaft?! Freundschaft ist gut, Liebe ist schön: — jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend. Der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie. Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja, die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht; sie ist das große alleinthätige Neutrum, das All, dem alles Dasein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Fertig werden mit Allem, was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgere mich oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden

können, sondern sich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich selbst sehr selten sagen: Ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich stets fertig sein. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen, — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. Der Franzose ist immer fertig und wird es doch nie.

Gehorsam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine) so oft gezwungen werden müssen und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen, — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kannst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich — glückselig.

Genius. Ich fand fast an allen fremden Orten, die ich öfters besuchte, stets einen guten und einen bösen Genius! Ich reise z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß sie so schlechte Gasthöfe besitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort schon ein Mal mit großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus seinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an seinen vortrefflichen Tisch zu. „Das geht ja gut!" denke ich heiter und bin froh, daß der Wagen schon an dem hübschen Thore hält. Aber da steht der grobe, abscheuliche Soldat, mit dem ich das vorige Mal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen; und nun ist mir die ganze Entree versalzen! — Da ich die Stadt A. verlassen will, um nach C. zu reisen, fehlt es wegen der starken Durchmärsche an Pferden. Ich mache einen letzten Versuch auf der Post, werde abgewiesen, fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heute noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutscher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner sich mitten in die Straße gepflanzt hat und erst sein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht

gar ein Sillscheid, der Bediente wird zurückgeschickt, um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärrner vorüberschreite (und ihm gern den Schiebkärrnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte), sehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her ist, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun sind wir endlich in C. und erfahren sogleich, daß dort heute Abend ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber schon gestern kein Billet mehr zu haben gewesen. Aus Verdruß will ich Besuche machen und fange bei der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meisten protegirte. Im ersten Augenblicke zeigt es sich dort, daß diese eigentlich die ganze heutige Musik allein veranstaltet hat; sie ladet mich dazu ein, verschafft mir sogleich zwei Billets für mich und den guten B. und will sogar im Concerte meine Nachbarin sein. Wer ist froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum sind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzessin von C. gerufen wird und also mir ihre Entschuldigung macht. Ich sehe verlegen nach einem guten Platze umher;

da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit (die ich schon lange „mein schwarzes Schicksal von C." nannte), den besten Platz — das heißt neben dem seinigen — einzunehmen. Während der Musik plappert er unaufhörlich. Am Schlusse komme ich glücklich von ihm los, und indem ich beim Ausgange mich erinnerte, daß ich mein Abendessen zu bestellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geistreiche Gesellschaft, in die zum Glück der unausstehliche F. nicht aufgenommen ist, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorsaale schon dringt mir ein bekannter, schnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da steht und demonstrirt schon lange der gräßliche F., der sich endlich auch hier Zutritt verschafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und so ungefähr geht es mir denn an den meisten Orten, die ich öfters besuche. Selbst auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Musenberge zeigen sich mir oft jener gute, jener schwarze Genius. Oft, wenn ich mühsam seine breite, staubige Chaussee hinanklomm, gedrängt von tausend Wanderern, beiseite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde saßen, und ermattet von Mühe und Angst, — da er-

schienst du mir, o ländliche Muse, in deiner anmuthigsten Gestalt und winktest dem Freunde aus zartem Myrtengebüsch, und kühltest seine Stirne mit deinem himmlischen Kusse, und führtest ihn sanft aufwärts durch ein stilles Thal, den nähern Weg. Da schaute ich fröhlich hinauf und sah mit heiliger Sehnsucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Lust mit den Seligen wohnest, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerstraße schon tief unter mir. Aber plötzlich entschwebte mir deine göttliche Gestalt, — und ein hämischer Satyr stieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Gipfel. So oft ich eine moralische oder physische Bergeshöhe schon über die Hälfte erstiegen hatte, waren mir alle Hindernisse ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann fast gewiß, daß ich nun hinaufkommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langsam und blicken zurück, lassen uns auch allenfalls auf Eseln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühsamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter sich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel schaut dann der sehnsüchtige Mensch. Die neuen Weltfernen will er erschauen, die bald vor dem Siegreichen sich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum so viele der neuern Menschen wollen, daß man sich vor Gewittern nicht fürchten soll. Nehmt mir die Furcht davor, so nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabei! So manches schrecklich schöne Gewitter hat mir geschadet, meinen Nächsten erschlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgerissen, Menschen und Vieh getödtet und nur andere, fremde Gegenden beglückt, — und ich sollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufschauen zum barmherzigen Lenker der Weltereignisse, wenn ein schweres Wetter heraufzieht? — Welch abgeschmackt unmenschliches Ansinnen einiger — selbst furchtsamen Pädagogen! — Ich habe nämlich zum Glück sehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern so viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabei vorpredigten, gerade die Furchtsamen waren und die Predigt aus eigener Furcht dabei vorhielten, so wie man im Dunkeln gern laut wird. Sobald ich mich von der Richtigkeit dieser meiner Bemerkung ein Mal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren selbst, fing beim nächsten Gewitter auch an zu predigen; — es ging vortrefflich; man versuche es nur, es hilft und schafft die Angst vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darin liegen, daß man

sich dabei gewissermaßen als eine offizielle göttliche Person fühlt. Wer sich wirklich nicht fürchtet, pflegt gewöhnlich beim Gewitter von ganz fremden Dingen zu sprechen und zeigt sich nicht inspirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich ist. Doch sind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer sich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der sucht besonders (wie z. B. ich) das gegenwärtige Gewitter recht zu loben („Welch herrlicher Regen! Wie wird sich Alles erquicken! Wie wird die Gerste wachsen! Nun kann es noch Klee geben!" u. s. w.) und giebt sich wenigstens alle Mühe, das Gewitter — so lange es noch irgend möglich ist und die Schloßen nicht gar zu dicht fallen, — zu entschuldigen, nämlich über das, was es schon angerichtet hat, oder eben jetzt thut. Dagegen sucht er alle Gründe Anderer, — wenn sie behaupten, es komme nicht ganz hierher, sei leicht, thue nichts, oder sei schon vorüber, — sorgfältig zu widerlegen und zuckt über die Zukunft noch stets die Achseln, mit einem bedenklichen: „Man kann dieß noch gar nicht wissen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja — aber! Hm, so weit sind wir noch nicht — denn die Wolken kamen ja ganz dick und schneckenfett angezogen!" u. s. w. — Kurz, er schmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große und ähnliche Angst

fühlte ich auch oft im Mai, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wiesen und Fruchtbäume im vollen Blüthenschmucke dastanden, und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Einbruch ich schon manches zarte Gräschen an feuchten Plätzchen untersuchte und — erstarrt fand! Der Mißmuth des Landmenschen über einen solchen gewissen Nachtreif grenzt dann oft an Gotteslästerung. Aber zu unserer Beschämung finden wir es am Morgen fast nie so schlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu schützen. Größer aber war meine Bangigkeit nie, als wenn ich sah, wie ein schweres Wetter über eine in voller Pracht und Schönheit dastehende Ernte hereinzubrechen drohte. Ein reicher Segen zeitigte einst rings um mich her in der Fülle des Sommers und schien sich schon der Sichel entgegen zu beugen. Mir war das Einbringen desselben anvertraut; ich hielt sein Gedeihen und Verderben für das meinige und sann bereits auf schnelle Förderung des herrlichen Erntegeschäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran. Ich konnte vom Gang aller heute schon vorübergezogenen Wolken ziemlich richtige Schlüsse machen, und ach, die jetzt erscheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte

meiner Flur! Es tönten die ersten dumpfen Schläge; in der Mitte der Schwärze bildete sich das entsetzlich furchtbare Hagelzeichen; — bald noch eins, und selbst ein drittes zu beiden Seiten! Hilf! Helfer im Himmel! Immer näher wogt das finstere Ganze. Nun rasselt es zwischen den Wolkenbergen wie fernschmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräusch von zwei elektrischen Geschlechtern, wie Brautgetümmel ungeheurer Geister; näher und höher tönt das Rasseln. — — Dank, allmächtiger Helfer! Dank dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald streckte auf seines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu schwach war! Da blickte mein träufelndes Auge empor, als die Lerchen wieder sangen, und sanftschwankende Töne entwandten sich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?"

Humor. Die reine Satyre ist mir zu derb, zu viereckig und geht mit ihrer Vierschrötigkeit zu sehr und einzig auf fremdes Unglück aus. Der bloße Witz ist mir zu fein, macht mich durch seine fliegende, geistreiche Kälte zu oft niesen, hat mir so wenig Zweck

und zu viel Selbstgefälligkeit. Aber der Humor tanzt und springt mit beiden so klug als wild umher, arbeitet sie zur Naivetät ab und um, schont dabei sein eignes Kind im Mutterleibe nicht, und oft, — wenn jene zwei ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, sein Herz sei beständig besoffen und wolle nur stets in der Brühe seiner eignen Seligkeit herumschwimmen, — hat der mehr als Nüchterne ihnen während dessen schon ein Bein gestellt. Aber er wirft Niemand um; — und das hat mir ihn so lieb gemacht! Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene beiden (ich sehe ihn gern in ihrer Gesellschaft), er spielt nur mit ihnen, und oft ein schönes, hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Carreaux und dem Witz auf seinen „Treff" immer gutmüthig klein Pique zuwirft und beiden manches angehende Coeur-Trümpfchen entlockt. Und daß er am Ende immer so wunderbar mit dem Coeur-As den letzten Stich macht, darin besteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es ist bewunderungswürdig, welche Reichthümer unsre Phantasie, indem wir eine interessante Geschichte lesen, noch zwischen die Darstellung hineinträgt! Besonders wenn die Geschichte eine bedeutende Ueberschrift hat, auf deren Erfüllung wir nun passen. Wenn ich z. B. im Ziegler oder Franzisci die Ueberschrift las: „Der fünfzehnte

Junius. Wurde N. N. mit sieben Dolchstichen grausamlich ermordet —" oder gar: „Fiel Abends das grausame Bombardement von N. N. durch die Engländer vor" — wie war dann schon vor dem Lesen die Phantasie geschäftig! Ich ergriff sogleich Partei und setzte mich an die Stelle der bedrohten Stadt; ja ich war selbst diese Stadt. Dieß geschah indessen bei Belagerungen nur dann, wenn die Ueberschrift: „Das blutige, doch muthige N." oder ein ähnlicher Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, so wie ich überhaupt in allen See- und Feldschlachten fast immer die Partei des Siegers nahm. Nun las ich die ersten Zeilen und — stand dann selbst am bedrohten Ufer feierlich da. Die wilde Flotte nahte langsam, und in der düstern Abenddämmerung schien sie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille nicht, denn bald sollte sie ja die Stille dieser Nacht ermorden; — nach wenigen Augenblicken sah ich bei jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, und das entsetzliche Geschrei der gellenden Commandopfeife verkündigte schon den prasselnden Einsturz meiner Paläste, wie der Blitz den Donner u. s. w. Kurz, ich trug immer zum Voraus eine so große Menge von (wahren und vermuthlich eine noch größere von falschen) Umständen hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzählers selbst

bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail ging, je mehr Räume er meiner Phantasie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von Neuem.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbusch ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte, das Erste, was dem Kinde gerieth; auch ist er das Erste, was man im Jahre pflanzt; er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm ist eine der früheſten. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Freude daran mit mir theilen. Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, sobald der Schnee verschwunden und der hübsche gelbe Rasen durchgeschaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten, verdorbnen durch neue ersetzte und dabei oft mit Entzücken den mir so wohlschmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittenen Zweige sog. Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. Welche unsäglichen und ewigen Freuden für die

Kindheit liegen nicht in den selbstgepflanzten und gerathenen Bäumchen! O, ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit! Ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum seid ihr von der Erde verschwunden? Warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft überschatten, wie damals meine Sommerstunden!

Israeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeschichte. An die Apostelgeschichte und die Sendschreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erst die römische und weitere Geschichte, — deren Wichtigkeit etwa vom Kaiser Augustus anfing. Vermuthlich wird auch wohl jede Erziehung, mit der die Bibel zugleich verbunden wird, eine solche Weltansicht bewirken. Abgesehen hiervon bleiben aber auch wirklich die Israeliten immer ein höchst wichtiges und interessantes Bild des großen Schicksals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein sie sind für die Geschichte das merkwürdigste Beispiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber aufstellte, wie sie nicht erkannt und verehrt werden wolle, — und ihr Untergang, ihr ödes Herumirren unter den Nationen ist eine Warnung für alle Geschlechter, welche die Wahrheit hassen. Wollte Gott, wir könnten das unsrige von dieser thörichten Sünde frei sprechen! Uebrigens

nahm ich freilich die Israeliten für viel bedeutender an, als sie in Vergleichung mit andern Völkern der Erde jemals waren. Und diese irrige Unterstellung habe ich auch durch nachherigen historischen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachte ich die Israeliten bis zu Jesus von Nazareth (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern und geschichtlich erscheinen) als unsere Vorfahren und ehrwürdigen Voreltern, deren heilige Länder auch als unser Vaterland erscheinen. Abraham war stets auch mein Erzvater, und zu seiner Zeit waren nach meiner Meinung noch immer keine andern Menschen deutlich auf der Erde zu sehen, als er und seine Familie, die sich nun allmälig umher verbreitete. Die lichtesten Punkte ihres Aufenthaltes sind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

Kluge Kinder haben mich stets besorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen" bittet und dann dasselbe selbst speiset, dagegen aber das ihm bestimmte Brod, „damit der Hund es ihm nicht nehme", in den Winkel versteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß; — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichste Geschichte davon zu erzählen weiß, wie weit es sich heute von seinen „sechs schwarzen Hengsten", die in sechs schwarzen Bohnen bestehen, habe herum-

kutschiren lassen: — dergleichen Kinder sind gewöhnlich die beliebtesten und waren mir von jeher fürchterlich. Das ist nicht die schöne Selbsttäuschung der kindlichen Phantasie! Nein, es ist der eigennützige alte Lügengeist, den du schnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Windbeutels drückt!

Kupferstiche. Die ersten illuminirten, die man in der Jugend sieht, bleiben auch — geschmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung, — ewig die schönsten. Ich hatte das Glück, zuerst drei große Stücke zu sehen, die nicht zu den schlechtesten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geschwistern zum Geschenke mitbrachte. Alle drei glühten im prächtigsten Farbenreichthum. Es ward uns sehr eingeschärft, sie zu schonen, und man ließ sie uns nur bei besondern Gelegenheiten, an Fest-, Krankheits-, Freuden- und Laxirtagen, betrachten; und dann war auch ihre Wirkung immer die sicherste und beste. Der erste Kupferstich war ein Jagdstück. Der Wald, durch den die Jagd zog, schimmerte so herbstlich bunt! Alle Jäger sprengten, auf herrlichen Pferden und mit reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuern Eber nach, über den sieben Hunde her waren: den achten hatte er so eben jämmerlich zerhauen. Die Verse unter dem Bilde, die mir damals vorzüglich werth waren und mich bei jeder

neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde ahnen ließen, habe ich leider vergessen — und hieraus schließe ich, daß es doch wohl das schlechteste unter allen gewesen sein mag. Das zweite stellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten und versilberten Galawägen, mit Reitern nnd Fußgängern bedeckt war und doch im Schatten mächtig hoher Lindenbäume zwischen hellen Sonnenblicken gar kühl und lustig dazuliegen schien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum und besonders das äußerst vornehme Betragen, was hier augenscheinlich herrschte, weiß ich mit nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, so stolz! die prächtigsten Herren, doch so tief demüthig vor jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten sein mußte. „Hier," dachte ich, „gehen mir die Rechten, Wahren spazieren! Hier muß das Betteln etwas eintragen; — und welche Goldstücke mögen wohl nun erst aus den Kutschen herabfliegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!" Unten standen folgende Verse:

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen

In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch' zu setzen
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud'."

Also machte der Dichter nicht einmal viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete! Er sprach nur von Ergötzen und schien anzunehmen, alles Uebrige müsse von Rechtswegen so sein, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft) Hei, was da große Ehre gepflogen ward!" Und daß hier doch alle eigentlich nur auf gelegenheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet sein sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben dieser großen Welt. „Ei, ei," sprach ich gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele zu meinen bunten Fratzen: „ihr sehr erhabenen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst ein Mal in eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen." Dann fiel es mir freilich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemalt seien, aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen

Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuern Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffee's, „so großer Ehren pflegen" konnte. Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborden nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Goldhaufen beladenen Tische unter freiem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehreren Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders redete:

„Sehr Viele sind verliebt ins Spiel von Kegelschieben,
Wobei man sich doch oft gar sehr abmatten kann;
Die Andern wollen sich dabei in dem Schmacheln üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viele Kegel an."

Bei aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmarachelnsei. Keine Menschenseele hat mich jemals über diese schöne und kräftige Benennung berichten können! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzuundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardwesen (dessen Seligkeiten mir noch unbekannt sind) auf ewig entsagen, wenn ich nur erst ein einziges Mal in meinem Leben so recht nach Herzenslust schmarachelnkönnte!

Kindheit. Das Leben der Kindheit setzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigstens Geschwister voraus, in jedem dieser Fälle aber auch ein gewisses häusliches Verhältniß, das ich nicht beschreiben kann. Daher können gar viele Menschen (z. B. früh vereinzelte Waisen, solche, die sehr bald in große Pensionen kamen, auf Reisen großgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Großstädter u. s. w.) nicht eigentlich sagen, daß sie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt und gelebt haben. Ihr Schicksal schmerzt mich. Aber zum Glück, — Dank sei der milden Weisheit Gottes für diese himmlische Gnade! — zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kind-

liches Naturell, durch ein seliges reiches Leben, oder andere göttliche Begünstigungen in der Folge bald ein schöner Ersatz für jene großen Entbehrungen von der holden Natur geleistet ward. Entbehren müssen sie aber doch gar Manches! — und gern wollt' ich gegenwärtiges, schon an sich breites Büchlein noch breiter ausspinnen, wenn ich ihnen dadurch verständlich werden könnte; wenn ich nur sie dadurch zu Mitgenossen meiner eignen seligen Nachgenüsse zu beleben vermöchte, — die Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich dir vor vielen Andern schuldig!

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beschwerlichen Arbeit fürchtete, — wenn ich zu einer solchen Arbeit (mit der ich im Rückstande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuschwaches Fleisch fühlte) von außen, aber nicht hinlänglich, angetrieben ward, mich nun vor sie hinsetzte, bösen und liederlichen Gedanken nachhing, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermögen zu entschuldigen suchte, bald mich wieder tadelte, ängstlich nach der Uhr sah, ob sie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Essen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder seufzte und so immer tiefer in den schrecklichsten Müßiggang verfiel! O, ihr fürchterlichsten Momente meines Lebens, — in welchen zuweilen der Mensch nahe daran ist,

sich selbst für schlecht zu erklären! — Könnte ich euch durch tiefes Leidtragen von den Tafeln meines Gewissens vertilgen, — ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige Reue versenken! Oft rief ich da aus: „Wie glücklich ist doch der Bösewicht, der keine Pflichten kennt!“ — Gute Mitbrüder, gute Schwestern auf dieser Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angesicht, sähet die bittre Thränenfluth, von der es überströmt wird, — o, ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder, — daß ein Mensch, der so vieles Gute kannte, — dennoch so vieles Gute nicht that, und indem er sich selbst hierüber ängstigte, es doch unterließ, — und daß nun diesem Armen jetzt nicht Erde noch Himmel das Verlorne je wiederzubringen vermögen! Ihr würdet ein Beispiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Pest der Langenweile von der Erde vertilgen und würdet jeden Moment von jeder so schrecklichen Zeitöde schnell beleben durch muthige Thatkraft, und würdet — seliger sein denn ich! — — — Ach, schwebet ihr jetzt tröstend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines schönen Müßigganges, — wo ich, in officieller Muße, oder nach einer rechten That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantasie so heiter losband und auf dem Strome des Innern zwischen den blüthenvollen und gesang-

reichen Inseln einer schönen Unschuldswelt dahin schiffte, von keiner drängenden Arbeitslast zurückgehalten, von keiner versäumten Pflicht geängstigt! Und nun sagt mir, gute Menschen! wie ist es möglich, daß man in solchem Müßiggange jemals von der Langenweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen können; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beschäftigt, als in den sonnigen Stunden jener süßen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Inbrunst. Geschmeichelt habe ich nie; — doch mögen vielleicht Manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeichelei genommen haben. In meinem Sinne aber war von jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterschieden; und so hoffe ich, daß mein Loben keinem Menschen schädlich geworden sei. Doch bin ich ein Mal plötzlich über mich erschrocken, als ich einer schönen Freundin, die schwanger war, bewies, sie werde und müsse ein wahres Engelskind zur Welt bringen, worauf die Bescheidne mir lächelnd vorwarf, meine Schmeichelei schone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. Aber hüte dich, die Menschen eher zu loben, als du weißt, daß sie dein Lob unstreitig verdienen. Denn im Hui triffst du ein Mal mit mehreren derselben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreise

gelobt hast, öffentlich zusammen; die Gesellschaft verlangt ein deinem Urtheile gemäßes Betragen. Jeder der Gelobten fordert laute oder stillschweigende Bestätigung; jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen: und wenn du nun mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken oder die Geringsten beleidigen und in große Noth gerathen. Uebrigens bin ich sehr oft beim Lobe Anderer besorgt und bei ihrem Tadel ganz bekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken wie nachfolgende stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möchte ich sie durchaus nicht loben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings Recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind." Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich, aber eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gereichen ihm noch zur größten und einzigen Ehre!" u. s. w. Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir, — o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und — wer wird nicht von ihnen geplagt? —

Lächerlich. Es giebt wenige — ich möchte

sagen keine — absolut oder allgemein und noth-
wendig lächerliche Gegenstände. Nichts ist un-
gewisser und schwankender, als irgend eine Theo-
rie des Lächerlichen: denn so verschieden die Men-
schen sind in Rücksicht der Genialität, des Ver-
standes, der Vernunft, des Geschlechtes, Herzens,
Standes, der ästhetischen Bildung überhaupt
u. s. w., so verschieden sind auch ohnehin die
Gegenstände, welche ein Jeder lächerlich zu fin-
den vermag oder finden muß. Außerdem hängt
aber auch noch das Lächerliche so sehr von Zeit,
Umständen, Darstellung, Art, Umgebungen und
andern Bedingungen ab, wie fast kein anderer
Gegenstand; und man kann daher niemals mit
Sicherheit auf seine volle Wirkung rechnen.
So viel ist gewiß: Gemeine Menschen müssen
in der Regel zehn Gegenstände lächerlich finden,
ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, so
lange nämlich unter den Gegenständen keine
besondere Auswahl getroffen wird. Denn von
vielen tausend Dingen, welche den Genius als
hübsch, naiv, heiter, witzig, lächelnswerth, ge-
müthlich, interessant u. s. w. ansprechen, fin-
det der Gemeine schon vielleicht die Hälfte und
mit ihr den Genius selbst vollkommen lächer-
lich. Was sich von diesen Sätzen umkehren läßt,
das überlasse ich Jedem selbst zur Probe; nur
vergesse man dabei nicht, daß Gemeinheit die
Gelehrsamkeit keineswegs ausschließt. Mich

hat das Lächerliche hauptsächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen ein Mal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehreren Jahren aber wieder höchst lächerlich vorkamen u. s. w. Besonders geht es mir so mit zwei Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe, als über Alles in der Welt, und die mich heute wieder ein Mal nicht als lächerlich ansprechen. Doch ich will sie erzählen und den Leser selbst über ihr Lächerliches urtheilen lassen. Ich ging mit einem Kreiser (Unterjäger, Holzmann) auf die Jagd. Unterwegs erkundigte ich mich darnach, „wie seine Flinte sich halte," die vorzüglich gut war. Er schalt sie als ganz verdorben, hoffte aber, sie werde bald wieder richtig schießen. Lange fragte ich vergebens nach der Ursache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam Folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für seinen an den zehrenden Dingern (der Schwindsucht) kranken Sohn, Läuse von diesem gegen einen Grenzsteig geschossen. Zum Glück aber sei es mit dem Jungen hierdurch besser geworden; und sobald derselbe wieder auf den Beinen sei, werde auch die Flinte so gerade schießen, wie ehemals; außerdem aber nimmermehr! Vielleicht ist auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus seltsam komischen Aggregaten be-

stand) eine Hauptursache davon, daß das Lächerliche dieses Aberglaubens mich oft so gewaltig erschüttert hat. Die zweite Anekdote erzählte mir ein reichsritterschaftlicher Beamter. Es ward kurz nach seinem Amtsantritt ein Jude vor ihn gestellt, den man wegen Defraudation seines Leibzolls im Verdacht hatte. Derselbe legitimirte sich aber durch Vorzeigung von drei gedruckten quittirten Zollzetteln, die auf zwei Kälber und eine Geiß lauteten. Auch sagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Juden-Leibzoll seien keine besondern Zettel gedruckt, und ein Jude sei eben so hoch eingeschätzt, als obige drei Thiere. So gräßlich mir diese Geschichte Anfangs ins Herz fuhr, so lächerlich erschien sie mir hinterher, als erlebte Begebenheit des Beamten. Uebrigens hätte ein Anderer als ich die beiden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witziger Form zugespitzt. Ich aber wollte den Leser nicht bestechen, da es mir dabei nur um das Historische aus meinem Gemüthe zu thun war.

Liebe. (S. d. Art. Freundschaft.) Himmlisches Wort! Wie könnte ich den Buchstaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf süßen Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichem Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom jungen Gott des Reich-

thums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde; und wie frisch sind deine hohen, reinen Melodien! Oft schmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen sich, ach, zum sterbenden Fall! Oft trifft du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durch's Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz; im Busen bebt das erschrockne Herz wie vom Donner gerührt; aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! Oft — — aber heilige Gottheit! wie könnte ich Armer deine Wunder würdig singen! diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe; dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch versinken und — erwachen.

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretnen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetzte; in Ebnen, wenn ich stehen blieb; im Hause beim Anfange des Abendessens; am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit ein-

ander sind; wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Tinte am meisten liebt; wo man das vorher Gearbeitete mit größerem, gleichsam erst kürzlich erworbenem Scharfsinne und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeisterung nennt, war mir fast einerlei mit Lebensfülle, und zu diesem Zustande fand ich stets und vor allen Dingen eine vollkommene Nüchternheit nothwendig. Daß es wirklich Menschen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeisterung durch starke Getränke herbeizurufen oder gar festzuhalten vermögen, scheint mir unglaublich. Von Andern hingegen, die sich obstiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, sich die Adern aufbeißen, wirkliche Debauchen, Erkältungen and andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu dessen Ermattung anrücken lassen, habe ich selbst manche Beispiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektirte, nie ächte Genialität; und ich könnte auch einen solchen nicht affektirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als — Hans Dampf.

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverderbt sind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Diese Anlage ist so entschieden, und ich habe ihre Spuren so durchgängig und ohne

Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erste göttliche Abzeichen im menschlichen Gemüthe, wodurch sich dieses von aller bloß organisirten Natur unterscheidet, betrachte. Ich habe in den Gesichtern vieler Kinder, lange vor der Entwickelung ihres Sprachvermögens, ganz dieselben Züge erscheinen sehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen diese Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und sogar dieselben mehrmals, durch gewisse Zeichen der Wehmuth und eines wachsenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen gesteigert. Was meine eignen dießfallsigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, so hat sich mein Mitleiden und Bedauern (d. h. außer wirklichen Leidensfällen) vorzüglich in folgenden Lagen geäußert: wenn ich einen Menschen auszanken sah, welcher traurig dazu schwieg; wenn Jemand so auffallend beschämt ward, daß ich die Beschämung einsah; wenn ein Vornehmer einen zerrissenen Strumpf, Schlafrock, schlechte Schuhe, schmutzige Wäsche u. s. w. trug, wobei ich stets auf Armuth rieth; wenn Jemand über die Theurung eines gewissen Nahrungsmittels, Kleidungsstückes u. s. w., dessen Vorzüge ich so eben genoß, klagte; wenn ein Knabe mit sehr harten, aufgerissenen Händen oder blutigen Flecken im Gesichte vor mir stand; ja schon ein jedes Kind, in dessen Gesicht ich Schmutzflecken, einen Kirsch- oder

Heidelbeerbart sah, dauerte mich sehr merklich und kam mir leidend vor, besonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbst- oder Winterkälte herumlaufen sah, dessen Weste von der Hose ein Paar Hände breit abstand, so, daß im Zwischenraume die Blöße des Bauchs einzig von dem dünnen Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchst bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Frostschauer, ja die höchste Noth ahnen; und je mehr sich ein solcher Junge anstrengte, je freundlicher er um mich her sprang (denn vermuthlich war ihm selbst oft sehr wohl dabei zu Muthe), und je größere Dienste er mir leistete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer solchen Verfassung mich um etwas bat, der konnte Alles von mir erhalten. (Ohnehin schlägt wohl Niemand irgend eine Bitte so ungern und im Nothfall noch mit so viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieß letzte Gefühl schon eine Mischung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. Erbvertheilung.)







Wagner, Johann Ernst, 1769-1812

Genius Ernst Wagner's

Bd.: 1.

Hildburghausen [1870]